

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 7

Artikel: Parteien und Parteilosigkeit

Autor: Platzhoff-Lejeune, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Parteien und Parteilosigkeit.

Von Ed. Blaghoff-Dejeune.



Vor ein paar Jahrzehnten kamen die parteilosen Zeitungen auf. „Allen Parteien dienstbar, von keiner abhängig, über den Parteien stehend, objektive nicht durch die Parteibrille gefärbte Berichterstattung, unparteiische Beleuchtung, fern von aller Einseitigkeit“ — dies waren die Schlagwörter, mit denen sich die parteilose Presse einführte. Ihr Erfolg war mäßig, aber dauernd. Neben den großen politischen Parteiblättern gibt es auch heute noch einige wenige, große parteilose Organe. Dies scheint uns auch das angemessene Verhältnis.

Waren die Klagen der Parteilosen gegen die Parteiischen etwa grundlos? Gewiß nicht. Parteien werden immer zu viel Gutes im eigenen Lager, zu viel Fehler beim Gegner sehen. Als Minderheiten werden sie stets in beweglichen Worten die Übergriffe und Mißbräuche der Gewalthaber zu schildern wissen; als Mehrheiten am Staatsruder werden sie mehr auf die Vergrößerung ihres Einflusses als auf eine gerechte Berücksichtigung der Minderheiten bedacht sein. Das ist menschlich, liegt in der Natur der Dinge und pflegt auch bei solchen Parteien sich zu ereignen, die das Land im ganzen gerecht und sparsam regieren.

Die meisten am politischen Leben tätigen teilnehmenden Menschen treten nicht aus freier Überzeugung einer Partei bei, sie wachsen in sie hinein. Es ist Familientradition, konservativ oder freisinnig zu sein. Vielleicht fügen sich die persönlichen Privatmeinungen nicht in den Rahmen des Parteiprogramms, aber man läßt sie aus Parteidisziplin beiseite. Diese Parteidisziplin führt unter Umständen zu viel größeren Opfern des Intellekts, als sie etwa die katholische Kirche verlangt, aber man bleibt der Sache treu. Wie oft finden wir auf der gegnerischen Seite ungemein sympathische Vertreter der feindlichen Sache, im eigenen Lager aber höchst antipathische, unter Umständen unwürdige Genossen! Aber die Parteidisziplin gebietet, zu diesen zu halten und jene zu unterschätzen. Oft genug spaltet die Parteizugehörigkeit ganze Familien in zwei Lager. An die Stelle der Familiensolidarität tritt die Parteiloyalität: Bande des Fleisches und der Liebe werden zerrissen, um Prinzipien aufrecht zu erhalten.

Jede Partei ist ihrer Natur nach einseitig. „Partei“ heißt Teilstück, Fragment, unvollkommener Torso eines Ganzen. Erst die Gesamtheit der Parteien in ihren widerstrebenden Zielen stellt den Volkswillen dar und symbolisiert ihn. Darum ist dasjenige Wahlsystem, das dem Volkswillen in seinen verschiedenen Färbungen die mathematisch genaueste, prozen-

tuale Vertretung sichert, das gerechteste, wenn auch darum noch lange nicht das beste und empfehlenswerteste.

Parteien glauben sich stets der Gegenpartei überlegen. Sie fürchten unter Umständen keineswegs die Vergewaltigung einer schwachen Minderheit, so überzeugt sind sie von der Güte ihrer Prinzipien und Taten, die jener Minderheit, auch wenn sie ihr aufgezwungen werden, doch besser bekommen sollen, als die Ziele, zu denen sie sich frei bekennt. Dieser Meinung war auch die katholische Kirche, als sie die Kezer in gutem Glauben verbrannte, um die Überlebenden vor Ansteckung zu bewahren.

Hinter dem Glauben an Prinzipien tritt die Rücksicht auf Persönlichkeiten zurück. Ein minderwertiger oder unbegabter Parteivertreter erhält von seinen Genossen mehr Stimmen, als der hervorragend begabte und sittlich bedeutendere Gegner. —

Nach dem Gesagten scheint kein Zweifel mehr darüber zu sein, daß sich das Parteiwesen überlebt hat, daß nur Parteilosigkeit uns vor den bezeichneten Übelständen retten kann? Gemach.

Der Parteilosigkeit droht zunächst e i n e Gefahr: die Indifferenz. Es gibt ihrer noch viele, die da meinen, Politik sei eine häßliche und schmutzige Sache, ein Kampf um persönliche Machtstellungen, ein rücksichtslos eitles und selbstüchtiges Streben nach Einfluß, ein nutzloses kräfteverzehrendes Kämpfen um Nichtigkeiten. Sie sehnen dem Parteigetriebe und -gezänk mit gekreuzten Armen zu, erschrecken und entriüsten sich und wenden sich mit Ekel von dem Treiben ab, um dem Indifferenzismus in die Arme zu fallen.

Zweite Gefahr der Parteilosigkeit: die Immobilität! Ihr fallen nicht viele zum Opfer, denn dazu gehört keine Bildung und Erziehung, tieferes Verständnis für die Probleme, edle Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person. Und wer verfügte über solche Eigenschaften in glücklichem Verein? Diese Leute studieren mit liebevollem Interesse die Lage. Sie sehnen so deutlich das Berechtigte einer jeden Forderung, sie erkennen das Begründete jedes Parteistandpunktes und seinen Zusammenhang mit der sozialen Lage, mit der Geschichte, mit der Kultur, daß sie allen bis zu einem gewissen Grade recht geben müssen, eben weil alle durch ihr Milieu stark in ihrer Stellungnahme determiniert sind. Solche Leute kommen in bittere Verlegenheit wenn sie selbst Stellung nehmen und damit die Auffassung anderer bekämpfen sollen. Sie bleiben den Urnen nicht fern, wie die Gleichgiltigen, denn sie sind im Gegenteil am politischen Leben aufs höchste interessiert, aber — sie legen unbeschriebene Zettel ein.

Endlich die letzte Gruppe der Unparteiischen: die wirklich Aktiven! Sie träumen von einer „Partei des Guten“, die in ihren Entschliessungen von allen persönlichen, wie prinzipiellen Rücksichten völlig frei wäre. Sie nehmen jedesmal ad hoc Stellung nach bestem Wissen und Gewissen.

Wer möchte sie nicht bewundern, denn hier scheint das Ideal erreicht. Was macht es, daß sie einmal zu den Besizenden, dann wieder zu den Enterbten stehn, daß sie bald mit den Roten, bald mit den Schwarzen stimmen, daß sie das Übergewicht der Wage bald nach links, bald nach rechts sich neigen lassen?

Wären sie nur selbst einig! Aber sie bilden ja keine Gruppe, sondern ein Konglomerat von Individuen, die jedesmal wechseln. Sie haben kein Programm, als feste Grundlinie nur das Gute, als Kriterium nur das Gewissen, also das Allerpersönlichste, das eminent Antisoziale, 'das Auseinanderreichende. So kommen sie nicht zur Macht. Im kleinen wachsen sie wohl oder nehmen ab, aber sie entscheiden nicht. Niemand kann auf sie zählen, denn sie sind unsicher in ihrem Verhalten, schwankend, ja widerspruchsvoll und inkonsequent in ihrer Stellungnahme. Man achtet sie, aber man traut ihnen nicht und baut nicht auf sie.

Was nun, wenn sowohl die Parteiischen als die Unparteiischen uns nicht gefallen? Ich denke, wir lassen es beim gegenwärtigen Stande der Dinge bewenden. Mit andern Worten: es muß Parteien geben, aber es muß auch Unparteiische geben. Beide sollen einander nicht schelten, denn sie bedürfen einander und regulieren sich gegenseitig.

Ohne Parteien ist politisches Leben und politischer Fortschritt unmöglich. Sie dürfen, ja sie müssen einseitig sein. Sie können nicht ohne Programme handeln, aber diese Programme sollen sich von allen hochtrabenden, auf den Wählerfang berechneten Versprechungen fernhalten, über das unmittelbar Erreichbare nicht zu weit hinausgehen, dieses aber wirklich in Angriff nehmen. Neben der Einsicht in die Notwendigkeit des Parteiwesens darf es aber auch nicht an der Erkenntnis in seine Beschränktheit fehlen. Und diese Beschränktheit muß die Parteigänger tolerant und bescheiden machen. Eine Anerkennung der relativen Berechtigung der gegnerischen Forderungen sollte ihnen nie abgehn.

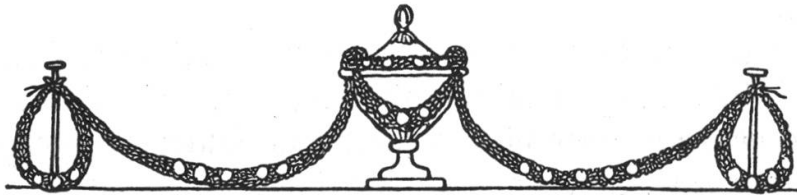
Auch eine gewisse Parteidisziplin darf nicht fehlen. Jede Solidarität setzt Opfer voraus. Wir müssen bereit sein, auf den Altar der Partei unsere persönlichen kleinen Lieblingsmeinungen und unsere politischen Stiefpferde zu legen. Wie weit wir in dieser Hintanzetzung unserer Überzeugungen zugunsten der Partei gehn können, ist Sache des einzelnen. Zartheit und feines Gewissen werden bald ihrer Wege gehn müssen, wenn die Partei zu eigenmächtig auftritt und die Notwendigkeit ihrer Selbstbehauptung mit der brutalen Unterdrückung des schwächern Gegners zu verwechseln anfängt, wenn sie also für sich selbst, statt für eine Sache kämpft.

Diese Austritte sollen den Parteien ein Mahnruf und Wahrzeichen sein, den Bogen nicht zu überspannen. Ohne die Parteilosen und partei-

Los Gewordenen kommen die Parteien stets in Gefahr, sich zu vergessen und den Herrschinstinkten nachzugeben. So erfüllen die Parteilosen den Parteien gegenüber eine segensreiche Mission. Freilich können sie mehr hemmen, widersprechen und protestieren, als bahnbrechend positiv wirken.

Vor einer Gefahr freilich müssen sich die Parteien wie vor der Pest hüten: für G r u n d s ä t z e, nicht für P e r s o n e n haben sie zu kämpfen. Rücksichtslose Unterdrückung aller, denen die Politik als Mittel zu persönlichen Zwecken gilt, ist ihre Pflicht. Lassen sie Leute ans Ruder, die nicht aus Liebe zur Sache arbeiten, so richten sie sich selbst. Denn dann wird die Politik eben zu jener Arena persönlichen Ehrgeizes, die sie um keinen Preis sein darf, weil sie damit ihr Daseinsrecht selbst einbüßt.

Es ist also Temperamentssache, ob wir als Parteigenossen oder als Unparteiische am öffentlichen Leben teilnehmen wollen. In beiden Fällen können wir nützlich wirken. Eine gesunde Politik ist ebenso undenkbar ohne Parteien, als ohne Parteilose. Beide Teile müssen einsehen lernen, wie nötig sie einander haben. Beide sollen aber vereint gegen den gemeinsamen Feind zu Felde ziehen: gegen die verhängnisvolle Gleichgiltigkeit im politischen Leben, die das Todesurteil einer Demokratie ist.



Herbst.

Die Zeit der Ernte ist vorüber. Wiesen und Äcker sind kahl und leer; nur die Egge zieht langsam über die dunklen Felder, um die Erdschollen für künftiges Jahr zu lockern. Die Blätter der Bäume und Sträucher sind rot und gelb und dürr, ein leiser Windhauch, ein Atemzug der Natur bloß, und sie fallen müde, leblos zur Erde. Nur noch die Traube hängt schwer und voll zwischen dem fahlen Gerank, das auch schon bleich ist und fallen möchte. . . .

Herbst. Lichter, leuchtender Herbst, voll tiefer Klarheit, unendlicher Weite, kristallheller Reinheit. Die Luft lind und warm und weich. Die dürren Blätter in den Gärten weit außerhalb der Stadt rascheln unter den Tritten einsamer Wanderer, und dort auf dem kleinen Platz drehn sie sich im Winde und tanzen in wildem Reigen einen Totentanz. Ein Leierkasten in der alten Judenstadt spielt alte, halbvergessene Weisen. Verwahrloste Kinder mit dichtem, wirrem gekräuseltem Haar und wun-